



Karin Bulland

ÜBERLEBEN  
~~NICHT~~  
ERWÜNSCHT

*Meine Geschichte*

BRUNNEN





Karin Bulland

*Überleben nicht  
erwünscht*

Meine Geschichte

 **BRUNNEN**  
Verlag GmbH · Giessen

Die hier geschilderten Ereignisse sind meine persönliche Geschichte, wie ich sie erlebt habe. Zum Schutz der beteiligten Personen wurden die Namen geändert.



© 2016 Brunnen Verlag Gießen  
Umschlagfoto: mauritius images/ès collection/Laurence Mouton  
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul  
Satz: DTP Brunnen  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN Buch 978-3-7655-0971-1  
ISBN E-Book 978-3-7655-7470-2

[www.brunnen-verlag.de](http://www.brunnen-verlag.de)



Ich widme dieses Buch meiner Tochter Jacqueline,  
die als Kind schlimme Demütigungen in mehreren  
Kinderheimen und der Kinderpsychiatrie erleben musste.

Und den Opfern des politischen Missbrauchs der  
Psychiatrie in der DDR, denen ich weit mehr Verständnis  
und Hilfe in unserem wiedervereinten freien und  
demokratischen Deutschland wünsche.



## Beim Rat des Kreises

Seit Oktober 1982 war ich im Rat des Kreises, Abteilung Gesundheits- und Sozialwesen, angestellt. Meine Aufgaben lagen im sozialen Bereich: für Pflegeheime, kinderreiche Familien, Schwerbehinderte und sozial schwache Bürger. In dieser Arbeit fand ich echte Erfüllung. Regelmäßig besuchte ich zu Dienstversammlungen die Pflegeheime und schaute dabei immer nach den neu aufgenommenen alten Menschen. Wie oft sahen mich dabei dankbare Augen an!

Die Bettenkapazität war äußerst gering. Wir hätten viel mehr Möglichkeiten gebraucht, um die alten Menschen aufzunehmen. Im Durchschnitt bekamen wir jeden Monat dreißig bis vierzig neue Anträge, aber es wurden selten mehr als fünf bis sieben Betten frei. Im Pflegeheim wird ja leider nur ein Platz frei, wenn ein Mensch stirbt. Doch etwa 1.200 Pflegeheimanträge lagen im Schrank. All diese Menschen warteten sehnsüchtig auf ein Bett. Es glich also einem Lottogewinn, einen Platz im Heim zu bekommen. Dementsprechend dankbar waren auch die Angehörigen, die in der Regel unbezahlt von der Arbeit freigestellt wurden, um die Pflege zu Hause zu sichern. Die Einkommen waren in der DDR sowieso sehr niedrig. Das zwang in der Regel auch die Ehefrauen, bis zur Rente zu arbeiten. Wenn dann wegen der Pflege der Angehörigen einer nicht arbeiten gehen konnte, bedeutete das nicht selten große Probleme für die Familien.

Monatlich tagte die geriatrische Kommission, bestehend aus Ärzten und Fürsorgerinnen. Alle Antragsteller wurden zu Hause besucht. Die Kommission schlug dann vor,

wer bevorzugt aufgenommen werden sollte. Schlussendlich musste ich durch meine Unterschrift festlegen, wer das nächste Bett bekam.

Das wäre alles machbar gewesen, wenn ich nicht eine Liste von der Parteikreisleitung bekommen hätte, mit den Namen „Verdienter Parteigenossen“, die ich zuerst aufnehmen sollte. So hatte ich ständig Differenzen mit den Ärzten und der SED-Kreisleitung.

Eine ganz besondere Situation werde ich nie vergessen. Auf der Dringlichkeitsliste der Kommission stand unter anderem ein Bäcker, der sein ganzes Arbeitsleben Brot gebacken hatte. Damals war die Bäckerei noch längst nicht so technisiert wie heute. Dieser Bäcker hatte die Brötchen auch für die „verdienten Parteigenossen“ gebacken! Aber was zählte das schon! Und da war noch ein alter Mann, der mal Lokführer auf der Dampflock war, der musste ebenso dringend im Heim aufgenommen werden. Der Lokführer hatte vierzig Jahre lang im Dreischichtsystem gearbeitet und Kohlen geschippt. Er und der Bäcker waren inzwischen bettlägerig geworden, mussten gefüttert und auch gewindelt werden. Angehörige hatten sie nicht. Der Winter stand vor der Tür. Wenn Nachbarn dort nicht geholfen hätten, dann wären beide wohl in ihrer Wohnung erfroren oder verhungert. Beide mussten also dringendst in ein Heim aufgenommen werden.

Die Partei wollte aber, dass ich einen Parteigenossen aufnahm, der zwar schon alt, aber noch einigermaßen rüstig war. Er ging noch jeden Tag zur Kaufhalle zum Einkaufen. Die Partei hatte allerdings mit ihm ein Problem, er trank viel Alkohol und war in der Öffentlichkeit oftmals sehr auffällig. Das war eine Schande für die Partei und deshalb sollte er aus der Öffentlichkeit verschwinden.

Von mir wurde verlangt, dass ich schnellstmöglich die Heimaufnahme für ihn unterschrieb.

Das tat ich aber nicht!

Ich rief in der Parteikreisleitung an, um mitzuteilen, dass ich diesen Mann vorerst nicht aufnehmen würde, weil zwei verdienstvolle Arbeiter gesundheitlich viel schlechter dran seien.

Da war am Telefon die Hölle los! Ich wurde angebrüllt, sodass ich nicht mal verstand, was da gebrüllt wurde. Was auch gut war, dadurch habe ich mich weniger aufgeregt. Als der Genosse am anderen Ende der Leitung mal Luft holte, sagte ich ihm, wenn mir Weisung erteilt werde, den Alkoholiker aufzunehmen, sei das gleichzeitig das Todesurteil für zwei verdienstvolle Arbeiter. Die Folge war eine Kritik vor der Parteigruppe, die identisch war mit den Kollegen meiner Abteilung. Das bedeutete auf gut Deutsch, dass ich seelisch und moralisch zusammengestaucht wurde.

Wer sich im Arbeiter- und Bauernstaat DDR ernsthaft für die Schwächsten der Gesellschaft einsetzte, bekam regelmäßig Ärger. Die Realität war ganz anders als die schönen Propagandareden, die öffentlich zu hören waren. Ich regte mich über solche Dinge fürchterlich auf. Denn das hatte nichts mit Gerechtigkeit zu tun.

Im sozialen Bereich gab es ständig schier unlösbare Probleme. Einmal kam Freitagnachmittag eine Frau zu mir und berichtete, dass sie in Berlin arbeite, ihre Eltern aber in unserer Stadt wohnten, in einem alten Mietshaus, wo die Toiletten im Treppenhaus waren. Der Holzbalken, auf den man sich dort setzte, war durchgebrochen und die betagten Eltern konnten nicht mehr auf Toilette gehen. Nun bat mich diese Frau dringend um Hilfe, und das am

Freitagnachmittag! Wo sollte ich da einen Handwerker herbekommen, der auch noch einen Holzbalken vorrätig hatte?! So etwas gab es normalerweise nicht in der DDR. Das waren ja eigentlich Kleinigkeiten, aber sie führten bei Handwerkern, Holzhandel und Ämtern zum Bluthochdruck. Jeder wollte helfen, aber jedem waren auch die Hände gebunden. Und dabei wollte man sich doch aufs Wochenende freuen. Schlussendlich fand ich keine andere Lösung, als den alten Leuten einen Toilettenstuhl liefern zu lassen.

Nach wenigen Monaten beim Rat des Kreises, in der Abteilung für Gesundheits- und Sozialwesen, war bei mir der Traum vom Sozialismus als dem Himmel auf Erden ausgeträumt. Ich war in der Realität angekommen. Bis dahin war ich immer von der Richtigkeit des Sozialismus überzeugt gewesen. Aber das, was ich in dieser Dienststelle erlebte, brachte meine Meinung von einem guten Kern, den jeder Mensch wohl habe, arg ins Wanken.

[...]

Richtig schwer wurde es für mich, als es um den Zustand der Pflegeheime ging. Ich hatte bei etwa 120.000 Einwohnern im Landkreis wie erwähnt immer 1.000 – 1.200 Pflegeheimanträge, die in der Regel im Schrank lagen, bis die Leute gestorben waren. In regelmäßigen Abständen wurden die Anträge dementsprechend aussortiert und die neuen kamen dazu. Im Landkreis hatten wir etwa 700 Pflegeheimbetten. Das bedeutete im Monat meist nur wenige Betten, die neu belegt werden konnten. [...]

Eines Tages kam der Kreisarzt und wollte einen Zustandsbericht der Pflegeheime, weil wir im neuen Fünfjahrplan eventuell ein neues Pflegeheim bekommen sollten. Diesen Bericht fertigte ich mit ganzer Genauigkeit

an. Ich fügte sogar Fotos bei. Darauf sah man das Bad eines Heimes. Die Wanne verrostet und über der Wanne schwebte der Salpeter an der Decke. Es gab keinen Hubtisch oder andere Hilfsmittel, um die alten Menschen in die Wanne und wieder herauszubringen. Die Patienten mussten von den Schwestern an Armen und Beinen gepackt und in die Wanne gehoben werden. Immer öfter kam es vor, dass während des Badens von der Decke die Kalkfarbe ins Wasser der Wanne fiel, bis man eines Tages die Heimbewohner nicht mehr badete. So sahen die hygienischen Bedingungen aus.

Bautechnisch fotografierte ich auch ein Ehepaarzimmer. Das war eine Dachkammer mit schrägen Wänden und einem Dachfenster, wo eigentlich der Schornsteinfeger durchkrabbelte. Das Zimmer war nicht heizbar, also im Winter hundekalt. Der Kleiderschrank stand im Treppenhause, die Betten standen getrennt, weil es von der Decke hereinregnete. Zwischen den Betten stand ein Eimer, mit dem das Regenwasser aufgefangen wurde. Zum Essen musste dieses Ehepaar eine Etage tiefer in den Speisesaal gehen. Das nannte sich Ehepaarzimmer für die Arbeiterklasse. Katastrophaler ging es nicht mehr.

Alles, was ich mir wünschte, war ein neues schönes Heim für alte Menschen. Dafür habe ich alles drangesetzt. Der Zustandsbericht wurde vom Kreisarzt zerrissen und mir vor die Füße geworfen. Ich sollte einen vernünftigen Bericht schreiben. Ich sammelte die zerrissenen Seiten auf und nahm sie behutsam an mich. Dann schrieb ich einen Bericht, der eher der Vorstellung des Kreisarztes entsprach als der Wahrheit. Aber er unterschrieb ihn und ich bekam gesagt: „Na also, Genossin Bulland, es geht doch. Beim nächsten Mal gleich so!“

Was der Kreisarzt nicht wusste: Ich brachte den ersten Bericht, den er zerrissen hatte, persönlich an die übergeordnete Stelle zu einer Person meines Vertrauens, einer Person, die dem Kreisarzt übergeordnet und weisungsbe-rechtigt war. Die Dinge nahmen ihren Lauf. Die nächste Kommunalwahl wurde vorbereitet und es hieß, dass der Kreisarzt nicht mehr für den Kreistag kandidieren sollte. Das bedeutete, dass er vom Amt des Kreisarztes entbun-den werden sollte. Damit Sie das nicht falsch verstehen: Wenn jemand aufgrund von besonderen Vorkommnissen seines Amtes enthoben wurde, dann war diese Person für den Rest ihres Lebens gezeichnet.

Dazu kam es aber nicht.

An einem ganz gewöhnlichen Arbeitstag kamen zwei Männer mit dem Kreisarzt in mein Büro und erklärten mir, dass ich mich beruhigen solle. Man gab mir dafür eine Spritze. Ich sollte schnell noch meinen Schreibtisch auf-räumen. Dann weiß ich nicht mehr, was geschah. Ich hatte wohl das Bewusstsein verloren.

Aufgewacht bin ich in der Psychiatrie.

[...]

Als ich aufwachte, war ich völlig unter einer Fixierdecke angeschnallt, jedes Bein war oberhalb des Fußgelenkes mit Ledermanschetten festgeschnallt. Die Fixierdecke, die bis unter die Arme reichte, bewirkte, dass ich die Beine auch nicht ein bisschen bewegen konnte. Die Arme waren mit den Handflächen nach oben auf der Fixierdecke ebenfalls mit einer Ledermanschette festgeschnallt. So war es mög-lich, jederzeit in die Vene zu spritzen. Das Einzige, was ich hätte tun können, war sprechen, rufen oder schreien. Ich schwieg besser, bis die Chefärztin an mein Bett kam. Ich kannte sie. In meiner Verantwortung für pflegebedürftige

alte Menschen beim Rat des Kreises hatte ich öfters mit ihr zu tun gehabt. Ich brauchte ihre Unterstützung, damit ich alte Menschen, die stark dement waren und nicht mehr allein zu Hause sein konnten, in dieser Klinik unterbringen konnte. Dafür war sie als Cheförztn verantwortlich. So kannten wir uns auf dienstlicher Ebene.

Nun stand sie an meinem Bett und sagte: „Na, Sie kenne ich aber auch anders.“ Den Tonfall habe ich heute noch im Ohr, so erniedrigend und abwertend war das. Ich kam mir nicht nur ausgeliefert und wehrlos vor, ich war es auch.

Ich fragte, wo ich sei. Normalerweise hätte ich das wissen müssen, da ich die Ärztin kannte, aber ich war durch die Medikamente so verwirrt, dass ich es eben nicht mehr wusste. Sie sagte es mir nicht, sondern beteuerte nur: „Es wird Ihnen in einiger Zeit wesentlich besser hier gehen, wenn Sie kooperativ sind und machen, was wir Ihnen sagen.“

„Können Sie bitte diese Schnallen abmachen? Mir tut das weh und ich möchte auf Toilette gehen“, bat ich sie. Sie verneinte, es müsse alles so bleiben, wie es war. Das sei das Beste für mich.

Dann bekam ich eine Spritze und schlief wieder. Auf diese Weise hatte ich kein Zeitempfnden mehr. Einen Kalender gab es nicht im Zimmer. Von Zeit zu Zeit wurde ich abgeschnallt und durfte auf der Bettkante sitzen. Mir wurde regelmäßig schwindlig und die Gelenke taten weh, wenn ich sie bewegen wollte. Ich bekam Medikamente. Ich wusste nicht weshalb und wollte sie auch nicht nehmen. Man zwang mich mit verschiedenen Methoden. Nicht selten machte man mir den Mund gewaltsam auf und schüttete etwas hinein, oder man gab mir wieder eine Spritze mit dem berühmt-berüchtigten Cocktail, was

dazu führte, dass ich wieder viele Stunden schlief. Es kam die Zeit, wo ich jedes Mal, wenn ich wach wurde, meine Entlassung verlangte, weil ich mich um meine Tochter kümmern wollte. Man hatte ja inzwischen mit mir Gespräche geführt, wo man mir erklärte, dass meine Tochter im Kinderheim war und ich es in der Hand hätte, dass sie dort rauskommen könnte. Wenn ich sie zur Adoption freigab, hätte sie wieder ein schönes Zuhause. Ich wurde fast verrückt deshalb. Oder war ich es schon? Man hielt mich gegen meinen Willen fest und hinderte mich daran, für mein Kind zu sorgen, wie ich es selbstverständlich die ganzen Jahre getan hatte. Es war unerträglich.

Ich hatte nur noch eines im Sinn: „Ich will hier raus und zu meinem Kind!“

[...]

# Wie ein Augenblick mein Leben veränderte

Ich war jedoch echt am Nullpunkt angekommen. Ich hatte keine Hoffnung mehr auf ein besseres Leben, keine Idee, wie ich meinem Leben noch einmal Sinn und Inhalt geben könnte. Und Selbstmord war auch keine Option mehr. Das war ja auch keine Lösung für meine Probleme.

Ich wusste nicht mehr weiter.

Am 24. März 1991 trat ich barfuß auf den Balkon. Ich merkte nicht mal, dass es kalt war. In der Ferne sah ich das Krematorium und wollte gern dort sein. Aber meine Tochter! „Das geht nicht, ich kann nicht gehen!“, dachte ich.

Dann ging ich wieder in mein Wohnzimmer, ging auf meine Knie und weinte aus tiefster Verzweiflung: „Wenn es noch jemanden gibt auf der Welt, der mir helfen kann, dann lass mich doch leben. Ich kann nicht mehr!“

Zum ersten Mal nach Jahren fragte ich nach dem Leben.

Augenblicklich war alles anders. Ich nahm um mich herum nichts mehr wahr. Seit Wochen hatte ich unter einer Anspannung gestanden, als wäre ich am Strom angeschlossen gewesen. Und nun kamen mir plötzlich die Tränen. Nein, das war kein normales Weinen. Etwas war völlig anders. Es kam ein Frieden in mich, wie ich ihn noch niemals zuvor gespürt hatte. Ich lag weinend am Boden, in diesen Frieden förmlich eingehüllt. Ich kann mich an keine Gedanken und keine Gefühle in diesem Moment erinnern. Da war einfach nur Frieden, als hätte jemand gesagt: Alles wird gut. Aber es hatte niemand etwas gesagt.

[...]

Seit Jahren war dies das erste Mal, dass ich mit Freude und ohne Alkohol ins Bett ging. Ich schlief sofort ein, tief und fest.

Doch plötzlich wachte ich auf und mein Schlafzimmer war taghell. „Ist es schon Mittag, habe ich wirklich so lange geschlafen? Was ist los?“, dachte ich. Das Zimmer war strahlend hell. Augenblicklich sprang ich aus dem Bett. Ups. Da steht ein Mann vor mir. Das Licht blendete mich so, dass ich nicht richtig sehen konnte. Was hatte er an? Einen weißen Kittel? Nein, das war kein Kittel, das war ein festliches weißes Gewand. Ich fing an zu zittern und fiel auf mein Bett zurück. Er hatte mich nicht berührt. Mir schienen alle Knochen am Körper zu klappern. Ich sah seine Augen. Wow!

Da stand ich wieder auf. Und wieder schaute ich in seine Augen. Liebe – reine Liebe. Vertrauen – dem Mann kann ich vertrauen, ja. Seine Augen streichelten und schmeichelten, sagten mir: Es wird alles gut. Augen voller Barmherzigkeit sahen mich an, mich, die ich im Leben restlos versagt hatte.

[...]

Fast hätte ich wieder gezweifelt, da sagte eine Stimme: „Hab keine Angst. Ich habe dich lieb.“ Und wieder fing ich an, am ganzen Körper zu zittern.

[...]

Ich hatte keine Ahnung, dass ich es mit dem Himmel und mit Jesus zu tun hatte. Ich hatte immer wieder überlegt, auf wen diese Charakteristik zutreffen könnte. Es gab keinen und es gibt keinen Menschen, der so ist wie der Mann, der in meinem Schlafzimmer war.

Dieser eine Augenblick hat mein ganzes Leben sofort und komplett verändert, mein Denken, meine Gefühle,

mein Tun, einfach alles. Nichts war mehr wie vorher. Welche Liebe, welches Erbarmen, welche Güte über einem gefallenem Menschen! Für mich unfassbar.

[...]

Von dem Moment an, wo Jesus Christus mir begegnet war, war alles ganz anders. Ich wollte nicht mehr sterben.